

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens
Herausgeber: [s.n.]
Band: 15 (1973)

Artikel: Vom Geist und Ungeist unserer Zeit
Autor: Domenig, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-550251>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vom Geist und Ungeist unserer Zeit

Von Hans Domenig

Daß wir in einer Zeit des Aufbruchs leben, ist jedermann klar. Nur wissen wir nicht, wohin wir eigentlich aufbrechen. Darum wollen wir, um die Tendenzen unseres Wohin zu sehen, eine Analyse unseres Zeitgeistes versuchen. Wie sehr er sich in den letzten Jahren geändert hat, erfahren wir am deutlichsten, wenn wir in jenes dörfliche Graubünden eindringen, das abseits der größeren Zentren sein verhältnismäßig unberührtes Dasein lebt. Die Zeit ist dort — nein, sagen wir nicht: stehengeblieben, das würde entgegen unserer Absicht geringschätzig klingen — sagen wir vorsichtiger: die Zeit geht dort einen bedächtigeren Schritt.

Die Menschen übrigens auch. Ihre Hälse verdrehen sich nicht nach jedem politischen oder weltanschaulichen Modetag. Und die «derniers cris» aus der Stadt verhalten meist ungehört an den Felsen ihres Bündner Schiefers. So haben sich dort Lebensstile und Gesinnungen aus früheren Jahrzehnten erhalten, die zur Erkennung unserer Gegenwart dienen können.

Eine Welt, die noch zu funktionieren scheint

Diese Welt muß man allerdings — selbst als Bündner — entdecken:

Es war an einem lauen Juniabend. Aber einmal nicht auf der Hotelterrasse à la Reispromenade, wo das Barpiano ölige Weisen herausplänkelt und Bündner Ministrachtenmädchen Eisgekühltes servieren, sondern ein Sommerabend auf dem Brunnenrand des Berg-

bauerndorfes. Frisch eingebrachtes Heu duftete aus den Stadeln heraus. Dazu obligates Grillengezirpe. Doch nicht das machte diese Dämmerstunde unvergeßlich, sondern die Bauern, die sich nach altem Brauch am Sonntagabend auf dem Dorfplatz versammelt hatten. Im Gespräch vertieften sie das Welt- und Dorfgeschehen, hechelten manchmal auch ein wenig. Trotzdem war es nicht ein hitziges Biertischgespräch. Das verhinderten schon die Bauernpfeifen, aus denen der Geruch eines Volkstabaks heraussäuchelte. Vor allem war es die Sitzordnung, die den Biertischstil bremsete. Die Bauern hatten, wie wahrscheinlich schon ihre Großväter, auf dem Rand ihres prächtigen Dorfbrunnens Platz genommen, einer neben dem andern. An den Ecken kehrten sie sich sogar halb den Rücken zu. Kopfdrehen war eine Seltenheit, wenn einer dem Nebenmann ein paar Worte gönnte. So saßen sie da, starrten auf die allmählich nächtlichen Konturen der zieren Dorfgiebel und redeten sich in ihre Gemeinschaft hinein, oder sie schwiegen sich oder rauchten sich in ihre Gemeinschaft hinein.

Gerade durch dieses unengagierte Gespräch begann man auch als Außenstehender langsam zu spüren, daß da an Dorfgemeinschaft noch etwas funktioniert, was es «drunten» kaum mehr gibt. Wahrscheinlich ist es das Bewußtsein des totalen Angewiesenseins aufeinander. Nicht nur materiell, obwohl der Existenzkampf hart ist, sondern auch seelisch. Wie man etwa auf das Dasein eines Familiengliedes angewiesen ist, weil es zum Zusammenleben

gehört, so ist man auch auf den Dorfgenossen seelisch angewiesen (selbst wenn man mit ihm im Streit lebt).

Aus dem Gespräch hörte man bald heraus, daß die Gemeinschaft nicht das einzige ist, was dort oben noch funktioniert. Die Autoritäten tun es meist ebenso. Lehrer und Pfarrer wurden an jenem Dämmerabend zwar auch kritisiert — wie überall. Es fielen sogar ziemlich harte Worte, die zu dem friedlichen Grillenzirpen und Brunnenmurmeln gar nicht recht passen wollten. Auch die Politiker wurden gründlich geschoren. Dennoch blieben die Kirche und die andern Autoritäten im Dorf. Der Pfarrer bestätigte es mir nachher im privaten Gespräch: Ein Pfarrer sei dort oben noch ein Pfarrer und nicht Zierbrunnen bei Familienfesten oder, wie man es von linken Studenten höre, «Söldling spätkapitalistischer Bourgeoisie». Ebensowenig sei die Familie in Frage gestellt. Zudem sei das Generationenproblem nicht ein Generationenkrieg wie heute oft in der Stadt. Mit Eheproblemen habe er in der Seelsorge fast nie zu tun.

So ist diese Welt dort oben eine Welt, von der der problemgeladene Städter teils neidisch, teils fortschrittsüberheblich zu sagen pflegt: «Sie funktioniert noch.» Das soll nicht heißen, daß ihre Probleme und Schwierigkeiten unbedeutender wären — die Not der Berglandwirtschaft ist genügend bekannt —, sie sind nur anderer, weniger gesellschaftlicher Art.

Und eine Welt, die nicht mehr funktioniert

Am gleichen Abend fuhr ich noch ins Tal hinunter, wo bald der Mond die weiß-kahlen Wände «original» bündnerischer Kurortsrenditekästen beschien. Das war die erste — wenigstens mondlichtgedämpfte — Ernüchterung. Die zweite folgte zu Hause in Form eines späten Telephonanrufes: Eine zerbrochene Ehe. Es ging nach einem ziemlich häufigen Wohlstandsschema: Er beruflich ehrgeizig, keine Zeit für Familie und Gattin; sie fühlt sich vernachlässigt und findet anderswo Liebe. Es war eine so andere Welt: Wohlstandsstress, ärgerliche Liebesgeschichte in

schnittigem Auto, täglich bitterer Kampf um den verlorenen Ehepartner, Kinder unbemuttert (darum Daumenlutschen des 12jährigen Sohnes).

Wie ganz anders diese Welt ist, zeigte sich mir nochmals einen Tag später: 13jährige Wohlstandsgymnasiasten legten in meinem Religionsunterricht stolz ein atheistisches Bekenntnis ab und predigten mir die Harmlosigkeit von Haschisch («...macht nicht süchtig»).

Natürlich sind daumenlutschende Halbwüchsige, ehebrechende Eltern und das Evangelium vom Haschisch predigende Jugendliche nicht allein symptomatisch für unsere Zeit (sowenig wie jene Bauern auf dem Brunnenrand die frühere Zeit oder die Zeitlosigkeit verkörpern). Aber die Tendenzen unserer Gegenwart sind vielleicht doch sichtbar geworden, so daß wir mit vielen andern Zeitgenossen uns die Frage vorlegen müssen:

Leben wir in einer Zeit des Niedergangs?

Daß bei uns «Zustände wie im untergehenden Alten Rom» herrschen, ist zum geflügelten Wort geworden. In den Tat drängen sich verführerische Vergleiche auf. «Brot und Spiele» waren die Lebensinhalte der damaligen Massen. Heute tönt es nicht viel anders. Statt Brot und Spiele müßte man formulieren: «Geld und Sensation». Für höhere Ideale waren die Massen im ausgehenden Rom nicht zu haben. Sind sie es heute? Sicher auch nur zu einem geringen Teil. Außerdem zeigten sich damals Erscheinungen, die uns heute wiederum wohlvertraut sind: Lockerung der sexuellen Moral, Autoritätsschwund, materialistisch ausschweifende Lebensweise und vor allem: nicht mehr Ernstnehmen der Religion.

Sicher ist bei uns vieles aus den Fugen geraten. Das zeigen die stetig steigenden Zahlen von Ehescheidungen (bis zu zehn Prozent gewissen westlichen Ländern) und die gehäuften Eheprobleme (60 % der Anliegen, die den Telephonseelsorgern vorgelegt werden, sind Eheprobleme), das zeigen auch die Selbstmorde, die ebenfalls jährlich mehr werden,

und das zeigen — und hier handelt es sich meines Erachtens um echte Dekadenzerscheinungen — der sich beklemmend ausbreitende Rauschgiftkonsum bei der Jugend und die Jugendkriminalität. Hinter all diesen steigenden Zahlen steckt darum eine unermessliche Tragik, weil es bei uns je länger je mehr Menschen zu geben scheint, die mit dem Leben nicht fertig werden. Die Folge davon ist, daß sie flüchten: entweder in den Freitod oder ins Rauschgift oder in den Protest oder ins Gamlertum oder in die Arbeitshetze. Viele von den Flüchtenden sind allerdings auch nur Verführte oder modische Mitläufer. Doch an der Gesamttendenz ändert das nichts. Viele fliehen auch vor dem überzüchteten Leistungskult, der in unserer Wohlstandsgesellschaft herrscht, wonach nur der etwas wert ist, der «es zu etwas gebracht» hat: Der Leistungsroboter also, der es zum «hohen Tier» gebracht hat und nicht immer auch ein hoher Mensch zu sein braucht. Und dieses überspitzte Leistungsdenken wirkt sich auch in der Erziehung aus. «Aus dir wird nichts, wenn du keine guten Schulnoten nach Hause bringst», heißt bei vielen Eltern die leistungskultische Erziehungsdevise. Und daß viele Jugendliche aus einer Welt fliehen wollen, in der nur äußere Leistung und Geld zählt, ist verständlich, wenn auch nicht entschuldbar.

Hoffnungsfunken für die Zukunft

Eine schwarzseherische Untergangsstimmung wäre dennoch eine einseitige Sicht. Dies aus folgenden zwei Hauptüberlegungen:

Erstens: Es gibt nicht nur beklemmende Parallelen zum Alten Rom und andern Untergangskulturen, sondern auch Unterschiede. Unsere Zeit ist ganz und gar nicht eine müde Zeit. Im Gegenteil, es steckt sehr viel Schwung in ihr, geistig und arbeitsmäßig (was wiederum die Sonnenseite des oben verurteilten Leistungskults bedeutet). Es wird viel Neues erarbeitet und erfunden, und der Bildungsstand erhöht sich in fast allen Ländern. Abgesehen davon tat man sozial noch nie so viel für die Jugend, das Alter, die Invaliden und die Hun-

gernden. Kurzum — und das ist der Hauptunterschied zu den Alten Römern — es ist in unserm Volk noch eine eiserne Willensreserve vorhanden, die Probleme, die sich uns stellen, zu bewältigen. Der nächste Prüfstein wird die Umweltvergiftung sein. Und solange noch geistiger Bewältigungswillen vorhanden ist, kann nicht alles verloren sein.

Zweitens: Niedergang führte nicht immer gleich zum Untergang, sondern hat oft auch neue Kräfte geweckt und neuen Aufschwung hervorgerufen. Die Dekadenz im Alten Rom wurde durch das Christentum überwunden, und das entartete Christentum der Renaissance-Päpste, die einen eher losen Lebenswandel führten, erfuhr eine gesunde Erneuerung durch die geistige Kraft der Reformatoren.

Daraus ergibt sich eine letzte Frage:

Welche geistige Kraft wird unsere Welt erneuern?

Wohl die Mehrzahl der Zeitgenossen erwartet die Neuerung von der Technik und Naturwissenschaft, die uns den Wohlstand geschenkt haben. Dies erscheint aber darum zu einseitig, weil die großen Weltprobleme durch die Technik längst hätten gelöst werden können. Wir Menschen wären — technisch — längst fähig, sowohl alle Menschen auf der Welt würdig zu ernähren als auch der Umweltvergiftung und der Naturzerstörung, die die technische Produktion mit sich bringt, genügend wirksam zu wehren. Warum aber tun wir es denn nicht, wenn wir es doch könnten? Weil es uns an der charakterlichen Kraft fehlt, an der menschlichen Kraft z. B., die Güter auf der Welt so zu verteilen, daß niemand hungern müßte. Und zu dieser menschlichen Kraft verhelfen auch andere Gesellschaftssysteme nicht, wie die politische Praxis zeigt.

Die überlebens-notwendige Erneuerung kann sicher nur aus dem geistigen Leben kommen. Was für ein geistiges Leben aber wird das sein? Wiederum eine christliche Reformation, deren Form wir uns heute noch nicht vorstellen können? Davon zeichnet sich bis jetzt nichts am geistigen Horizont unserer Zeit

ab. Oder eine Erneuerung des Marxismus in humaner Form, wie er von der progressiven Jugend gefordert wird? Die Begriffe «marxistisch» und «human» scheinen in der Praxis unvereinbar zu sein. Oder eine Verbindung von Christentum und Marxismus, wie man sie von ernstzunehmenden Geisteswissenschaftlern heute schon vorausgesagt bekommt? Oder eine grundsätzlich neue Denkrichtung, von der wir uns heute einfach noch keine Vorstellung machen können?

Als ich diese Frage nach der geistigen Erneuerung einmal in einer Tageszeitung anschnitt, antwortete ein junger Mensch in einem Leserbrief: für ihn sei es klar, woher die Erneuerung kommen müsse, nämlich von den «bewußtseinsweiternden Drogen» (sprich Rauschgift), die, kultiviert genossen, ein völlig neues Lebensgefühl schenken und eine Erneuerung im Menschen ermöglichen würden. An eine solche Erneuerung durch den kultivierten Rausch glaube ich nicht, abgesehen davon, daß sie für die Volksgesundheit ein zu großes Wagnis ist. Ein anderer, ein Naturwissenschaftler, setzte im Antwortbrief seine Hoffnung auf die Psychopharmaka, die «Seelenpillen». Über kurz oder lang werde die Wissenschaft so weit sein, den Charakter eines Menschen mit Chemie fast so zu beeinflussen, wie es gerade erwünscht sei. Tatsächlich prophezeit die Rand-Corporation, die viele Spitzenwissenschaftler nach den Möglichkeiten der zukünftigen Entwicklung befragte, bereits für die achtziger Jahre «gesetzlich akzeptierte Anwendung von nichtnarkotisierenden Drogen für den Zweck, spezifische Veränderungen der Persönlichkeits-Charakteristiken hervorzuru-

fen». Ohne Universitäts-Chinesisch ausgedrückt: Die Charakterpille.

In solchen Charakterpillen könnte einerseits viel Segen liegen, wenn es z. B. für Depressive Fröhlichkeitspillen, für Geizkragen «Spendierhosenpillen» und für überspitzte Ehrgeizlinge mit immerwährendem Stress «Einbißchen-mehr-Wurstigkeits-» oder «Lago-mio-Pillen» gäbe. Was aber darin zugleich für Gefahren lauern, zeigt ihre politische Verwendungsmöglichkeit in totalitären Staaten, wenn der Mensch mit Charakterdrogen regimemäßig gemacht werden kann.

Aber ob West oder Ost — jedenfalls wird der Mensch durch die Wissenschaft Möglichkeiten in die Hände gespielt bekommen, die große Versuchungen politischer oder geschäftlicher oder erzieherischer Art mit sich bringen. Das wiederum verlangt vermehrte gefestigte moralische Haltungen. Da kann man nur hoffen, daß das Ethos der Achtung vor der menschlichen Persönlichkeit als einem göttlichen Geschöpf, das nicht hemmungslos manipuliert werden darf, erhalten bleibt.

Doch diese Dinge liegen noch in ferner Zukunft, und es ist unnütz, sich hier in weitere Spekulationen zu verlieren. Wir sollten realistisch versuchen, die dringend notwendige charakterliche Kraft von jenen Quellen zu erhalten, die uns heute schon zur Verfügung stehen, zum Beispiel vom Christentum und von der Religion überhaupt. Sie hat sich bis jetzt immer noch — gegenüber aller atheistischen oder religiös gleichgültigen Weltanschauung — als die seelisch stärkste Kraft zur Liebe und zur Hilfe erwiesen.